**Zeitschrift:** Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss foresty journal = Journal forestier suisse

**Herausgeber:** Schweizerischer Forstverein

**Band:** 122 (1971)

**Heft:** 7

**Artikel:** Rotwild im schweizerischen Mittelland?

**Autor:** Eiberle, K.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-767286

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 16.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Rotwild im schweizerischen Mittelland?[1]

Von *K. Eiberle*, Zürich Oxf. 156.2

(Ein Diskussionsbeitrag aus der Arbeitsgruppe für Waldbau in der forstpolitischen Kommission des Schweizerischen Forstvereins)

Seit über hundert Jahren ist die schweizerische Forstpolitik stark auf die öffentlichen Interessen ausgerichtet. Dieses Bemühen fand schliesslich nicht allein im Bundesgesetz betreffend die eidgenössische Oberaufsicht über die Forstpolizei mit dem bedeutsamen Artikel 31 über die Walderhaltung seinen Niederschlag, sondern auch in Artikel 699 des Schweizerischen Zivilgesetzbuches, welches das Betreten von Wald und das Sammeln von Beeren und Pilzen jedermann gestattet. Den Forderungen des Natur- und Landschaftsschutzes wurde zudem wie kaum in einem anderen Lande durch die Bevorzugung ungleichaltriger und aus zahlreichen Baumarten gemischter Wälder entsprochen. Zurecht stört sich daher die Bevölkerung daran, dass ein immer grösserer Anteil der Waldfläche eingezäunt und unzugänglich wird, dass wieder ausgedehnte Monokulturen entstehen und dass die Verjüngung des Waldes grossflächig, nicht selten durch Kahlhiebe erfolgt. Es wäre aber unrichtig, den Hauptgrund für diese unerfreuliche Entwicklung in einer Änderung der waldbaulichen Auffassungen zu suchen oder bloss als Folge der technischen Entwicklung aufzufassen. Allzuoft kommen nämlich diese für die Waldbesucher wie für die Waldbesitzer und Forstleute gleich unbefriedigenden Verhältnisse unter dem Zwang ganz unnatürlicher und der Kulturlandschaft nicht angepasster Wildbestände zustande. Vor allem die Rehe und Hirsche, die in der Kulturlandschaft ihre natürlichen Feinde nicht mehr vorfinden, vermehrten sich infolge ihrer hohen Fruchtbarkeit verhältnismässig rasch zu Überbeständen mit den bekannten Folgen wie schlechter Ernährungszustand, starker Parasitenbefall und Krankheiten.

Das Problem der Wildbestandesregulierung in der Kulturlandschaft erschöpft sich daher nicht in jagdlichen und forstlichen Fragen, sondern es ist vor allem unter dem Gesichtswinkel der Sozialfunktionen des Waldes sowie auch des Natur- und Tierschutzes zu betrachten. Es dürfte selbstverständlich sein, dass forstwirtschaftliche und jagdliche Interessen sich unterzuordnen haben, wo solche der Erhaltung einer gesunden Umwelt und eines

[1] Erschienen in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 23. Mai 1971.

richtig verstandenen Natur- und Tierschutzes auf dem Spiele stehen. Nur allzu einseitig wurden bis anhin alle diese Fragen lediglich vom Standpunkt der Jagdpolitik und der Forstwirtschaft aus erörtert.

Wohl nirgends wird die öffentliche Diskussion über Probleme der Waldwirtschaft in so hohem Masse von unklaren Vorstellungen beherrscht wie auf dem Gebiet der Jagdpolitik. Da die nachteiligen Folgen unnatürlich hoher Wildbestände für den Laien nicht ohne weiteres offenkundig sind und selbst von manchen Naturschützern, Jägern, Waldbesitzern und Landwirten nicht immer in ihrer ganzen Tragweite richtig eingeschätzt werden, so wird oft gar nicht erkannt, dass man dadurch in erster Linie öffentliche Interessen in Mitleidenschaft zieht. Es ist weniger das waldbauliche, jagdliche oder naturschützerische Engagement an sich, das den Weg zu einer zweckdienlichen Jagdpolitik bedeutend erschwert als vielmehr der immer wieder unternommene Versuch, den persönlichen und leider oft auch allzu einseitigen Standpunkt ohne Rücksicht auf das Gesamtinteresse zu vertreten. Die intensiven Wildschäden im Schweizerwalde und der manchenorts nur unbefriedigende Gesundheitszustand des Schalenwildes zeigen nun aber deutlich genug, dass Überbestände an Schalenwild in Widerspruch stehen zu den langfristigen Zielen der Waldwirtschaft, des Naturschutzes und der Jagd. Unsere Wälder sind unter dem Einfluss der Wildschäden im Begriffe, sich in ihrer Baumartenmischung und Struktur langsam in einer Weise zu verändern, die den primären und wahren Interessen der Allgemeinheit am Wald nur abträglich sein kann. Ebenso stellen sich auch der Landwirtschaft zunehmend schwierige Wildschadenprobleme. Vom Standpunkt der Sonderinteressen geführte Fehden erscheinen nun aber in diesem Zusammenhang weniger sinnvoll als der Versuch, aus der Vergangenheit und von den gegenwärtigen Beispielen zu lernen und sich gründlich auf zukünftige Lösungen vorzubereiten. Es geht hier um Entscheide, welche aus einer sachlich-wissenschaftlichen und von emotionalen Beweggründen freien Gesamtschau heraus getroffen werden müssen. Dies soll an einem der wohl heikelsten Beispiele näher erläutert werden.

### Was ist Neues zu erwarten?

Das Rotwild, welches im 17. Jahrhundert noch allgemein verbreitet und damals weit häufiger war als etwa das Reh, wurde in unserem Lande im Verlaufe des 19. Jahrhunderts durch den Menschen ausgerottet. Erst nach dem Jahre 1900 setzte dann von Osten her spontan die Wiederbesiedlung schweizerischer Gebiete ein, wobei in der Folge unter dem Einfluss wirksamer Jagdgesetze das Rotwild sich nicht nur zahlenmässig stark vermehrte sondern auch sein Verbreitungsgebiet ständig ausdehnte. Nur an wenigen Stellen versuchte man auch bei uns durch Aussetzen von Wild die Wiederansiedlung künstlich zu beschleunigen, was jedoch nicht in allen Fällen gelang. Noch im Jahre 1933 wurde der Hirsch nur im Kanton Graubünden

gejagt. Im Jahre 1969 dagegen verzeichnen wir das Rotwild bereits in 16 verschiedenen Kantonen als Standwild mit einem geschätzten Bestand von insgesamt 13 000 Stück und einer jährlichen Strecke von 2 200 Tieren. Die Tatsache, dass eine einheimische Wildart nach ihrer Ausrottung einen grossen Teil der Schweizeralpen zurückgewinnen vermochte und dass die Ausbreitung nach Westen in der Zentralschweiz und in Richtung der Berner und Walliser Alpen weiterhin anhält, müsste eigentlich jeden Naturfreund mit Genugtuung erfüllen. Diese Ausbreitung steht nun aber nicht etwa damit im Zusammenhang, dass die Lebensbedingungen für den Hirsch bei uns allgemein wieder besser geworden wären. Sie bildet lediglich eine natürliche Folge der Überbevölkerung in Gebieten, die als Reservoire für die Rotwildausbreitung zu betrachten sind. In diesen Räumen leidet das Rotwild schon heute periodisch immer wieder grosse Hungersnot und unterliegt zeitweise starken Stresswirkungen. Ganz abgesehen davon, dass Gesichtspunkte des Tierschutzes eindeutig gegen eine zu hohe Siedlungsdichte des Rotwildes sprechen, geben in einzelnen Kantonen die waldbaulich und landwirtschaftlich nicht mehr tragbaren Bestände auch aus anderen Gründen bereits Anlass zu ernsthafter Sorge. Selbst wenn die rein wirtschaftlichen Schäden ganz ausser acht gelassen werden, dürfen die viel schwerer wiegenden Auswirkungen auf die Schutzfunktionen des Waldes nicht unbeachtet bleiben. Wir können nämlich nicht damit rechnen, dass dort, wo die Verjüngung und die Gesundheit der Gebirgswälder immer wieder durch intensive Verbiss- und Schälschäden beeinträchtigt werden, sich die Schutzwirkungen des Waldes gegen Lawinen, Wildwasser, Steinschlag, Murgänge usw. auf die Dauer aufrecht erhalten lassen. Da die Verjüngungsvorgänge des Gebirgswaldes ausserordentlich langsam verlaufen, ist ihre Verzögerung oder Unterbrechung zwar schwer erkennbar aber um so verhängnisvoller und schwerer korrigierbar. Heute, wo die unnatürliche Übervölkerung des Waldes mit Schalenwild von manchen noch immer als jagdlich erstrebenswertes Ziel betrachtet und auf grossen Flächen auch betrieben wird, ist zu befürchten, dass es innert nützlicher Frist nicht gelingen wird, ein weiteres Anwachsen des Rotwildbestandes zu verhindern. Für den Waldkundigen besteht daher kein Zweifel, dass manchenorts im Gebirge die übersetzten Rotwildbestände zu Verhältnissen führen werden, wie sie E. Landolt im Jahre 1862 in seinem Bericht an den Bundesrat als Auswirkungen der Waldweide geschildert hat. Eine weitere Folge der Überbesiedlung der Gebirgswälder mit Rotwild wird die vermehrte Auswanderung in immer ungünstigere und empfindlichere Lebensräume sein und es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis das Rotwild aus seinen nördlichsten Vorkommen in den Voralpen auch ins schweizerische Mittelland vordringen wird. Erste Ansätze dazu sind bereits heute schon vorhanden, wie die kleinen Bestände bei Kyburg, am Stammheimerberg, am Albis, auf dem Gottschalkenberg und der Hohen Rone beweisen. Wenn wir nun aber bedenken, dass im schweizerischen Mittelland die Wälder

infolge ihrer Baumartenmischung und die intensiven landwirtschaftlichen Kulturen gegen Wildschäden in hohem Masse anfällig sind, dass die Wälder hier vom Menschen als Erholungsstätte ganz besonders benötigt und beansprucht werden und dass das Waldareal ausserdem bereits von einer Rehwildpopulation besetzt ist, welche die natürliche Kapazität des Lebensraumes bei weitem übersteigt, dann lassen sich auch die bedenklichen Folgen ermessen, wenn sich Rotwild in nennenswerter Zahl ohne sorgfältige und besondere Vorbereitungen im schweizerischen Mittelland einstellen würde.

### Wer wird von den Wildschäden betroffen?

Das häufigste Missverständnis in der ganzen Wildschadenfrage besteht in der Annahme, dass Verbiss- und Schälschäden einzig dem Waldbesitzer nachteilig seien und auch dass nur durch gewisse Ertragsverluste, die als Zuwachseinbussen und Wundfäule am Nutzholz in Erscheinung treten. Man ist daher auch leicht geneigt, den Standpunkt der Waldbesitzer und Landwirte als übertrieben, eigennützig, gewinnsüchtig und deshalb wildfeindlich einzuschätzen. In Wirklichkeit sind aber die Wildschäden, die den Waldbesitzer in ständig wachsendem Masse dazu zwingen, unumgängliche Verhütungsmassnahmen und betriebliche Anpassungen auf Kosten unerlässlicher Waldpflegearbeiten durchzuführen, aus ganz anderen Gründen viel schwerwiegender.

Das Interesse der *Allgemeinheit* an naturgemässen, aus zahlreichen Baumarten gemischten Wäldern und einer guten Waldwirtschaft ist ein überaus vielseitiges. Für sie sind Leistungen des Waldes wie er diese zum Beispiel durch die Erzeugung gesunden Wassers und reiner Luft sowie auch durch seinen Beitrag an die Erhaltung der Bewohnbarkeit und Wohnlichkeit unseres Landes erbringt, besonders wichtig. Lebensnotwendig ist der Wald für die Bevölkerung aber auch als Erholungsstätte, deren Bedeutung für das körperliche und seelische Wohlbefinden des Menschen im Mittelland weit rascher wächst als dies nach der Bevölkerungsvermehrung im ganzen Lande zu erwarten wäre. Sogar vor der reinen Nutzfunktion durch Holzproduktion sollte daher die Waldwirtschaft vor allem auch diese Leistungen nachhaltig, das heisst dauernd und bestmöglich erfüllen, was sich aber nur dann verwirklichen lässt, wenn der Wald gesund und in einem biologisch aktiven Zustande erhalten werden kann. Der Verlust von biologisch besonders wertvollen Baumarten, die durch Wildschäden direkt oder infolge mangelnder Pflege auch indirekt weit stärker bedroht sind als etwa die Fichte, wirkt sich daher primär zu Ungunsten der Wohlfahrt der ganzen Bevölkerung aus. In grossen Waldgebieten besteht leider heute schon ein ausgesprochenes Missverhältnis zwischen dem, was für die Waldpflege aufgewendet werden kann und dem, was für die Wildverhütungsmassnahmen ausgegeben werden muss.

Da unsere Bevölkerung im allgemeinen erfreulich tierliebend ist, verdient hier das Verhältnis der Wildschäden zum *Naturschutz* noch besondere Beachtung. Wohl gehört die Erhaltung auch der grösseren wildlebenden Pflanzenfresser zu den berechtigten Anliegen des zoologischen Naturschutzes, gegen das auch die Land- und Waldwirtschaft an sich nichts einzuwenden haben. Mehr und mehr ringt sich aber der moderne Naturschutz zur Erkenntnis durch, dass der Schutz der Lebensräume und einer naturgemässen Lebewelt im Vordergrund stehen und dass sinnvolle Pflegemassnahmen unbedingt erforderlich sind, um wohlausgewogene Art- und Mengenverhältnisse in den Lebensgemeinschaften zu erhalten. Erfahrungen in Grossreservaten bestätigen dies immer wieder. Das Überhandnehmen einzelner Arten kann sogar zum Verschwinden anderer Lebewesen führen, wobei wir nicht nur an die Tiere, sondern ebensosehr an die Pflanzenwelt denken. Manche Pflanzen, insbesondere auch Baum- und Straucharten, sind in unseren Wäldern als Folge überhöhter Wildbestände bereits in starkem Rückgang begriffen. Während beispielsweise Eibe, Linde, Hagebuche, Weisstanne und andere Baumarten in der Baumschicht noch häufig anzutreffen sind, fehlen sie heute im Jungwald grossenteils vollständig. Die übermässige Schonung der wildlebenden Wiederkäuer hat daher mit Naturschutz nichts zu tun und widerspricht einer sinnvollen Zielsetzung. Um den Artenreichtum der freilebenden Tierwelt zu erhalten, wurden bis anhin ganz bedeutende Anstrengungen zum Schutze von Sumpf- und Riedgebieten sowie von natürlichen Flusslandschaften unternommen. Dieses Bemühen wäre aber nicht vollständig und nicht annähernd so wirkungsvoll, würde man daneben die Erhaltung naturnaher Wälder vernachlässigen. Im Mittelland, wo es sich von Natur aus um Mischwaldgesellschaften handelt, wären die Voraussetzungen für ein mit zahlreichen ökologischen Nischen ausgestattetes Waldgefüge sogar besonders günstig, so dass hier eine artenreiche Tierwelt nicht nur erhalten, sondern durch verhältnismässig stabile Lebensbedingungen wirksam gefördert werden könnte. Stark differenzierte Waldstrukturen, wie wir sie jedoch für diesen Zweck als vorteilhaft erachten, sind aber stets auch an eine Vielzahl von Baumarten mit unterschiedlichen Lebensansprüchen gebunden. Wo der Waldbauer, wie dies in Wildschadengebieten häufig geschieht, aber nur noch den Grundstein für gleichförmige Reinbestände legen kann, erwachsen daraus der freilebenden Tierwelt langfristige Nachteile, die in krassem Widerspruch zu den Zielen eines echten Naturschutzes stehen.

### Welche Alternativen sind zu erwägen?

Zweifellos wurde in der Kulturlandschaft manche Tierart wie zum Beispiel die Wildkatze, der Luchs oder Fischotter und andere zu Unrecht ausgerottet. So wünschenswert es vom Standpunkt eines umfassenden Naturschutzes aus erscheinen mag, sämtliche bei uns ursprünglich heimischen

Wildarten wieder anzusiedeln, so selbstverständlich dürfte es aber anderseits auch sein, dass die Kulturlandschaft keine Urlandschaft mehr darstellt. Verschiedene Grosstierarten müssen daher heute leider als untragbar erachtet werden, wie dies für Wisent und Elch wohl nicht bestritten werden kann. Es unterliegt ausserdem kaum einem Zweifel, dass wir ebenfalls auf den Braunbären und den Wolf zu verzichten haben, obschon beide in der Kulturlandschaft als durchaus lebenstüchtige Arten zu betrachten sind. Auch das Wildschwein, das im Walde ausgesprochen nützliche Funktionen erfüllen könnte, wird in Gebieten intensiver Landwirtschaft nicht mehr geduldet. Ausserhalb land- und waldwirtschaftlicher Kreise scheint man sich dagegen nicht allgemein darüber klar zu sein, wie man einer Wiedereinwanderung des Rotwildes ins Mittelland oder in den Jura zu begegnen hätte. Es wäre jedenfalls falsch, würde man sich für diesen Fall nicht rechtzeitig vorsehen und die Entwicklung — wenn sie einmal eingesetzt hat — so lange sich selbst überlassen, bis wir beim Rotwild vor noch grösseren Schwierigkeiten stehen als bereits heute schon mit dem Reh.

Eine erste Möglichkeit würde darin bestehen, dem Rotwild das ganze Mittelland und später auch den Jura als zusätzlichen Lebensraum zur Verfügung zu stellen. Diese Lösung erscheint bei flüchtiger und einseitiger Betrachtung vielleicht als naheliegend. Will man aber die Wälder und die intensiven landwirtschaftlichen Kulturen nicht einer weiteren Belastung bis zur völligen Untragbarkeit durch Wildschäden aussetzen, dann müsste nämlich in diesem Falle dafür gesorgt sein, dass die bereits schon stark übersetzten Rehwildbestände ganz erheblich vermindert würden, um die zusätzliche Hege von Rotwild überhaupt zu ermöglichen. Den Rotwildbestand hätte man ausserdem dauernd an die landwirtschaftlichen und waldbaulichen Erfordernisse anzupassen, was eine entsprechende Planung und eine leistungsfähige Organisation für die Durchführung des erforderlichen Abschusses voraussetzt. Schliesslich wäre auch klar festzulegen, wer für die Vergütung der bekanntlich ausserordentlich hohen Rotwildschäden und für die Kosten der Wildschadenverhütungsmassnahmen aufzukommen hat; denn unter diesen Umständen könnten die grossen Ertragsausfälle und die zusätzlichen Aufwendungen auch nicht mehr teilweise von der Land- und Waldwirtschaft getragen werden. Es muss in diesem Zusammenhang ausdrücklich davor gewarnt werden, allzu hohe Erwartungen in die technischen Wildschadenverhütungsmassnahmen und in die künstliche Wildfütterung zu setzen. Wenn damit auch beschränkte Erfolge möglich sind, so zeigen diese Massnahmen bei allzu intensiver Anwendung wie jeder unbesonnene Eingriff in natürliche Lebensgemeinschaften wiederum ausgesprochen ungünstige Nebenwirkungen. So hat die übertriebene Wildschadenabwehr mit technischen Mitteln zur Folge, dass sich die Wildschäden dann lediglich noch auf immer neue Waldteile und landwirtschaftliche Kulturen verlagern, wodurch der Aufwand ständig steigt bis er zum erzielten Nutzen in gar

keinem Verhältnis mehr steht. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei der künstlichen Fütterung, die sachgemäss durchgeführt, einen gewissen Beitrag zur Verminderung der Winterschäden leisten kann. Ist der gefütterte Wildbestand jedoch zu hoch im Verhältnis zum verfügbaren Lebensraum, dann treten die unerwünschten Schäden zwar nicht mehr im Winter, umso deutlicher aber im Frühjahr und Sommer in Erscheinung.

Eine weitere Lösung könnte in der Schaffung eigentlicher Rotwildgebiete gesehen werden, wie sie zum Beispiel in Süddeutschland an verschiedenen Orten existieren. Für sie wäre charakteristisch, dass die jagdliche Nutzung des Rotwildes dauernd auf einige wenige, besonders günstige und nicht allzu kleine Gebiete beschränkt bliebe, wodurch das Schadenrisiko in den übrigen Landwirtschafts- und Waldgebieten bedeutend vermindert werden könnte. Ausserhalb der Rotwildgebiete wäre daher diese Wildart konsequent zu erlegen, was durch besonders bezeichnete und zuverlässige Organe zu geschehen hätte.

Schliesslich muss man als dritte Möglichkeit in Betracht ziehen, das Mittelland und den Jura grundsätzlich rotwildfrei zu halten, um die natürliche Kapazität dieses Lebensraumes ganz für das Rehwild auszunützen. Diese Lösung müsste namentlich in jenen Kantonen doch ernsthaft erwogen werden, wo keine genügende Garantie für eine planvolle Bejagung des Schalenwildes besteht. Selbst in diesem Falle hätte die Bevölkerung jedoch nicht durchwegs auf Beobachtungsmöglichkeiten für diese Wildart zu verzichten. Mit Nachdruck muss hier nämlich auf die überaus zweckdienlichen Wildparks aufmerksam gemacht werden, wie sie schon heute in der Umgebung einzelner grösserer Städte existieren und die, sofern sie in natürlichen Landschaften bereits eingerichtet sind oder noch angelegt würden, dem Bedürfnis grosser Bevölkerungsteile weit besser entsprechen als das offene Jagdgebiet.

### Was müsste vorgekehrt werden?

Es wäre nun jedenfalls nicht richtig, würde man an dieser Stelle zum vornherein die eine oder andere Lösung als besonders vorteilhaft empfehlen. Jede der drei genannten Möglichkeiten hat ihre Vor- und Nachteile, und sie unterscheiden sich gegenseitig vor allem im erforderlichen Aufwand und in dem zu erwartenden Risiko. Es ist daher nicht eine ausschliesslich jagdliche, sondern eine wichtige, eigentlich-jagdpolitische Aufgabe zu bestimmen, wieviel man für die Hege des Rotwildes zu investieren und was man an Risiken einzugehen gewillt ist. Es wird mit anderen Worten notwendig sein, dass die Landwirte, Waldbesitzer, Naturschützer und Jäger in enger Zusammenarbeit zunächst in den einzelnen Kantonen, dann aber auch auf interkantonaler Ebene dieses Problem in allen Konsequenzen überdenken und diskutieren. Es darf mit Sicherheit schon heute festgestellt werden, dass durch ein bloss intuitives, abwartendes und durch Einzelinteressen

gelenktes Vorgehen dem Ziel nicht näher zu kommen ist, sondern dass nur ein sorgfältig erwogenes und klar durchdachtes Konzept überhaupt Erfolg verspricht. Als überflüssig wird eine rechtzeitige und gründliche Vorbereitung wohl niemand bezeichnen, der die Leistungen der Landwirtschaft und des Waldes für die Allgemeinheit richtig einschätzt.

Ein Zweites wäre zu bedenken. Obschon die Forst- und Jagdgesetze die Kantone verpflichten, die Schalenwildbestände den waldbaulichen und landwirtschaftlichen Erfordernissen anzupassen, so wird diesen Bestimmungen mangels besserer Einsicht lange nicht überall nachgelebt. Nun gibt es aber selbst dort, wo sämtliche natürlichen, das heisst waldbaulichen Hilfsmittel bestmöglich ausgenützt werden um dem Wilde zu helfen, eine eindeutige obere Grenze für den Bestand des Schalenwildes, sofern die Wildschadenverhütungsmassnahmen auf ein sinnvolles Mass beschränkt und der naturnahe Zustand der Wälder aufrecht erhalten werden sollen. Es wäre daher höchste Zeit, alle Anstrengungen zu unternehmen, um wenigstens die Rehwildbestände in absehbarer Zeit ins Gleichgewicht mit den natürlichen Lebensgrundlagen zu bringen. Andernfalls könnte uns später das Rotwild nur allzu leicht zur Einsicht zwingen, dass wesentliche Bedürfnisse des Menschen und der übrigen Kreatur sich nicht mehr in dem Augenblick befriedigen lassen, in dem man sie wahrhaft erkennt.

In unserem Lande dient der Wald nirgends nur ausschliesslich der Jagd, wie dies vereinzelt da und dort im Auslande noch der Fall ist. Folglich hat bei uns die Jagd auch eine doppelte Aufgabe zu erfüllen:

Sie hat zunächst dafür zu sorgen, dass die Schalenwildbestände nach Höhe und Struktur so reguliert werden, dass das Wild optimal gedeiht und als wichtiges Element des Erholungswaldes erhalten bleibt. Anderseits muss die Jagd aber auch ermöglichen, dass die Wald- und Landwirtschaft ihre vielseitigen Leistungen für die Allgemeinheit dauernd in bestmöglicher Weise erfüllen können und dass der Wald sich in einem Zustande erhalten lässt, der für die gesamte Fauna vorteilhaft ist. Wir sprechen zurecht wieder vermehrt von Waidgerechtigkeit; *hier wäre aber vor allem die Erkenntnis notwendig, dass die Jagd als äusserst wichtiger Teil der Pflege der Kulturlandschaft aufgefasst und betrieben werden muss*, sofern sie sich als Leistung an die Bevölkerung und als Teil des Naturschutzes rechtfertigen soll.

## Résumé

### Le cerf sur le Plateau suisse

Après la quasi-extinction de son espèce au cours du 19ème siècle, le cerf a réussi à repeupler une grande partie des Alpes suisses. Aujourd'hui encore, il poursuit son expansion en direction de l'Ouest, ce qui ne laisse pas de réjouir chaque ami de la nature. Ce mouvement n'est toutefois pas provoqué par une amélioration des conditions de vie offertes à l'animal, mais bien par le surpeuplement des régions-réserves à partir desquelles se propage l'espèce. Actuellement déjà, dans ces régions, les cerfs souffrent périodiquement de la faim et causent par là de sérieux soucis au sylviculteur. Même en négligeant les aspects économiques, il n'est pas possible d'ignorer plus longtemps les graves conséquences de l'abroutissement et de l'écorçage sur le rôle protecteur des forêts de montagne. A l'heure où le surpeuplement des forêts par les ongulés — qui n'a rien de naturel — est souvent provoqué sur de grandes surfaces parce qu'étant d'utilité cynégétique, il est à craindre que la croissance des populations de cerfs ne pourra être freinée avant longtemps. Ce n'est plus qu'une question de temps pour que le cerf colonise le Plateau suisse à partir de ses habitats avoisinants des Préalpes. Les forêts, à cause du mélange des essences, et l'agriculture très intensive seront fortement touchées. L'homme a besoin des forêts pour son délassement ; or celles-ci sont déjà occupées par des populations de chevreuils dépassant les possibilités naturelles. Les pires conséquences sont à redouter si les cerfs s'installent en grand nombre sur le Plateau sans être précédés d'une préparation soigneuse. La disparition d'un grand nombre d'essences précieuses porterait un grave préjudice à la vocation délassante des boisés et à la protection de la nature, c'est-à-dire à des *intérêts publics*. Trois alternatives destinées à parer l'expansion des populations de cerfs sont évoquées. Il serait dans tous les cas faux de ne pas se préoccuper de cette évolution, de n'en pas prévoir les conséquences et de laisser les choses suivre leur cours jusqu'au moment où le cerf causera de plus grandes difficultés que le chevreuil.

*Traduction : Sorg/Berney*